

BOTANISCHES INSTITUT
der k. k. Universität.

J. No 6693

B

C 47/37

Der Bibliothek des k. k.
bot. Gartens in Wien

Unger

P 47
37

Die Pflanze

als

Todtenschmuck und Grabeszier.

Ein Vortrag

gehalten

im Winter des Jahres 1866

von

Dr. F. Unger

Professor an der Hochschule in Wien.

Wien, 1867.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Im Verlage

von

Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler in Wien
sind erschienen:

Von demselben Verfasser:

I. Die versunkene Insel Atlantis.

II. Die physiologische Bedeutung der Pflanzenkultur.

Zwei Vorträge, gehalten im Ständehause im Winter des Jahres 1860.

gr. 8. 1860. Preis: 80 kr. — 16 Ngr.

Von demselben Verfasser:

Neu-Holland in Europa.

Ein Vortrag, gehalten im Ständehause im Winter des Jahres 1861

Mit 19 Holzschnitten und 41 Abbildungen im Naturselfstdruck.

gr. 8. 1861. Preis: 1 fl. 20 kr. — 24 Ngr.

Von demselben Verfasser:

**Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise in Griechenland
und in den jonischen Inseln.**

Mit 45 Holzschnitten, 27 Abbildungen im Naturselfstdruck und mit 1 Karte der Insel Corfu.

gr. 8. 1862. Preis: 3 fl. 50 kr. — 2 Thlr. 10 Ngr.

Von demselben Verfasser:

Grundlinien der Anatomie und Physiologie der Pflanzen.

Mit 116 Illustrationen in Zinkhoehätzung.

gr. 8. 1866. Preis: 2 fl. — 1 Thlr. 10 Ngr.

Von demselben Verfasser:

Die Insel Cypern einst und jetzt.

Ein Vortrag, gehalten im Interesse des archaeologischen Museums zu Graz im Winter 1866.

gr. 8. 1866. Preis: 30 kr. — 6 Ngr.

Die Insel Cypern

ihrer physischen und organischen Natur nach mit Rücksicht auf ihre frühere Geschichte
geschildert von

Dr. F. Unger und **Dr. Th. Kotschy.**

Mit einer topographisch-geognostischen Karte, 42 Holzschnitten und einer Radirung.

gr. 8. 1865. Preis: 7 fl. — 4 Thlr. 20 Ngr.

Das Alter der Menschheit und das Paradies.

Zwei Vorträge

von

Dr. Oskar Schmidt

und

Dr. Franz Unger

Professor an der Hochschule in Graz.

Professor an der Hochschule in Wien.

gr. 8. 1866. Preis: 80 kr. — 16 Ngr.

Die Pflanze

als

Todtenschmuck und Grabeszier.

Ein Vortrag

gehalten

im Winter des Jahres 1866

von

Dr. F. Unger

Professor an der Hochschule in Wien.



Wien, 1867.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Die Pflanze als Todtenschmuck und Grabeszier.

Wer denkt nicht zuweilen am Abende seines Lebens daran, wie nahe ihm die Wanderschaft bevorsteht, die er gleich einem Weltumsegler in noch unerforschte Räume zu unternehmen hat. Müde von des Lebens prüfungsvollen Tagen sehnt er sich nach Ruhe, aber kaum ist er in diesen irdischen Hafen eingelaufen, so muss er sich zu noch bei weitem ernsteren Fahrten, zu solchen, die noch kein schwankes Schiff je vollendet hat, bereit halten.

Gibt es für den Menschen keinen Stillstand? und muss er sich rastlos fortbewegen, wie die Erde, die ihm gebar? wie die Wandel- und Fixsterne? wie alle Sonnen und das gesammte Universum selbst?

Wer sagt es uns, ob wir in der That mit unserer ganzen leiblichen und geistigen Natur an dieses Sisyphusrad der Nothwendigkeit angeschmiedet sind, oder ob wir, wie die ewig wandernde und sich wandelnde Materie nur in die Nacht der alles verschlingenden Fluth hineinzuspringen brauchen, um nie wieder aufzutauchen? Noch hat die Philosophie dies Problem nicht gelöst, und selbst der Ausdruck unserer Ueberzeugung im Glauben hat sich darüber noch nicht geeinigt.

Wenn ich mir erlaube, Ihnen in dieser Stunde einen kurzen Abriss der Sitten und Gebräuche von dem Liebesdienste zu geben, womit die verschiedenen Völker der Erde sich von ihren Verstorbenen trennen, und dabei nothwendig auch der Pflanzen zu gedenken, die dabei eine keineswegs untergeordnete Rolle spielen, so können diese so mannigfaltig ausgebildeten Gewohnheiten nur dann richtig verstanden werden, wenn man sich in die Anschauungen versetzt, die jedes einzelne Volk über eben jenes philosophische Problem hegt.

Von vorn herein ist es höchst auffällig, dass wir kein Volk der Erde kennen, bei dem nicht Spuren eines Todtencultus vorkommen, aber eben so merkwürdig ist es, dass sich diese Sitte nicht blos bis ins graue Alterthum verfolgen lässt, sondern noch wahrnehmbar erscheint, wo bereits alle historischen Quellen zu fließen aufhören. Sollte daraus nicht der Schluss gezogen werden können, dass dieser Cultus mit der menschlichen Natur auf das innigste verknüpft ist — seiner Wesenheit nach aus den Grundanschauungen der menschlichen Seele fliesst, und nur durch die verschiedenen Entwicklungszustände und äusseren Verhältnisse der Völker einen verschiedenen Ausdruck erlangt?

Wem ist es unbekannt, welchen Aufwand von Zeit und Kraft die ältesten Culturvölker der Erde, die Aegypter und Inder, ihren Todten widmeten, indem sie Berge aushöhlten oder Berge kunstreich erbauten, um die Verbliebenen in den stillen und dunklen Kammern derselben den Todesschlaf ruhig und ungestört schlummern zu lassen; wer weiss es nicht, wie theilnehmend die Träger

der höchsten Cultur des Alterthumes — die Griechen und Römer — ihre Dahingeschiedenen durch Verbrennung jeder Verunglimpfung entzogen, oder sie in prachtvolle Gräber beisetzen, um ihnen dadurch die Wanderung im Schattenreiche so leicht und sorglos als möglich zu machen. Wie seltsam schliesst sich an die Art der Bestattung unserer Alvordern die Sitte selbst der heutigen rohesten Völker, nach welcher, sobald dem Abgeschiedenen die Grabstätte angewiesen wurde, nie mehr sein Name ausgesprochen werden darf, damit er ja nicht weiter beunruhigt wird.

Ueberall tritt uns hier die Vorstellung entgegen, dass mit dem Tode der Lebenslauf des Einzelnen nicht geschlossen sei, sondern nur in eine neue Phase trete, ja dass sogar die Individualität, die Lebensweise und Beschäftigungen des Verstorbenen in gleicher und ähnlicher Weise nach dem Tode fortgesetzt werden.

Wenn der Aegypter seinen Mumien die Geräthschaften und Lieblingsgegenstände, deren sie sich im Leben bedienten, bis auf Kuchen, Spazierstöckchen und Spielereien beigab, wenn kriegerische Völker des Alterthums ihren Todten Lanze, Pfeil und Bogen mit ins Grab legten, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn noch heutzutage bei Völkern gleicher Culturstufe, dieselbe Sitte herrscht, und Pfeil und Bogen, ja selbst Lebensmittel und Tabakspfeife dem Todten auf die Reise in die Ewigkeit folgen.

Wie leicht konnte es bei diesen Vorstellungen der Wanderschaft nach dem Tode kommen, dass diese

selbst als eine Metamorphose angesehen wurde, nach welcher der Verstorbene unbeschadet seiner Individualität sich in mancherlei Gestalten kleidete, um damit seiner Anlage und Entwicklung nach die Wanderung zu vollführen. In der That wurde die Ueberzeugung von einer nach Umständen nothwendigen Seelenwanderung nirgends reiner und ausgebildeter in das Religions-system aufgenommen, als bei den alten Aegyptern.

Die vor dem Richterstuhl des höchsten Richters Osiris abgewogene Seele wurde, wenn sie gerecht befunden ward, sogleich den Göttern gleichgestellt, und der grössten Seligkeit theilhaftig, oder musste im entgegengesetzten Falle zur Prüfung durch mancherlei Thiergestalten hindurchgehen, um damit ihre endliche Reinigung zu finden. Körper und Geist waren aber nach der Vorstellung der Aegypter so mit einander verquikt, dass die endliche Erhaltung, Fortdauer und Manifestation der Seele von der Erhaltung des Körpers abhängig schien. Dies war auch die Ursache, um derentwillen die Erhaltung des Leichnames den Ueberlebenden zur Gewissenspflicht gemacht wurde. Würde Aegypten durch seine Trockenheit nicht ein Land sein, wo Fäulniss und Verwesung der organischen Körper nur im beschränkten Sinne stattfindet, wo überdies die ausgedehnten Natronseen und die Nachbarschaft mächtiger Asphalt-Lager die natürliche und künstliche Erhaltung derselben ausserordentlich erleichterten, so hätte sich weder der so allgemeine Gebrauch des Mumificirens, noch die obige Theorie der ägyptischen Priesterschaft erhalten können.

Hatte der Todtencult der Aegypter die Pflanzenwelt sowohl von der Ausschmückung der Leichen als von den Gräbern verbannt und gewissermassen unmöglich gemacht, so sehen wir bei andern Völkern, obgleich sie das Religionssystem derselben theilweise annahmen und erweiterten, unter andern Umständen das Gegentheil.

Sowie sich grüne Reiser und Blüthen zu allerlei Festlichkeiten im Leben Eingang verschafften, so waren sie es auch, die den letzten Schmuck des Dahingegangenen bilden, und ihn selbst auf die Erdscholle begleiten mussten, die sich über seine letzte Schlummerstätte erhob.

Eine Sitte, die sich in so früher Zeit geltend machte und noch jetzt bei allen civilisirten Nationen, ja selbst bei den rohesten von aller Cultur fernen Völkerschaften geübt wird, muss einen näheren, bestimmteren Grund haben, als den Glauben an die Fortdauer der menschlichen Seele nach dem Tode, und an die geistige Gemeinschaft zwischen den Lebenden und Abgestorbenen, die mit dem Tode keineswegs vollkommen aufgehoben ist.

Um sich die Sache klar zu machen, werden wir vorerst in die Denkweise der Alten, in ihre Begriffe über die Natur und deren Wirksamkeiten näher eingehen müssen.

Auf dieser Basis ist ja bei allen Völkern die religiöse Anschauung gegründet, die damit beginnt, dass der Mensch seine Beschränktheit, seine Abhängigkeit von höheren Gewalten gewahr wird.

Die Physik ist ein Kind des neuen Zeitalters. Die Beobachtung einiger allgemeinen Gesetze des Sonnen- und Planetenlaufes und die Abhängigkeit gewisser auf der Erde eintretenden Erscheinungen vom Stande der Himmelskörper ist noch ferne von der Erkenntniss jener Gesetze, womit die meisten, den Menschen unmittelbar berührenden Erscheinungen vor sich gehen.

Wenn wir noch jetzt für Erscheinungen, die wir aus den bekannten Kräften und ihren Wirkungsweisen nicht zu erklären vermögen, neue Kräfte feststellen und sie als *dii ex machina* betrachten, so ist es wohl begreiflich, dass für die so mannigfaltigen Erscheinungen der Natur von dem Unkundigen eben so viele Kräfte, als die ihnen zu Grunde liegende Wirksamkeit angesehen werden mussten. Und da alle diese Wirksamkeiten planmässig vor sich gingen, so war es eben so natürlich, diese Kräfte als verständige, als Ausflüsse und Resultate von Gedanken und Entschliessungen, mit einem Worte als menschenähnliche zu betrachten, die von solchen nur in so ferne unterschieden waren, als sie weit über das Maass der anerkannten menschlichen Kräfte hinausreichten. Die Mythologie ist eine embryonale Physik. Licht, Wärme, Elektrizität werden als Wirksamkeiten von Gottheiten angesehen und ihrem Willen unterworfen; das Meer, die Luft, das Feuer u. s. w. werden durch Götter repräsentirt und die in ihnen vor sich gehenden Veränderungen eben denselben zugeschrieben. Wie in der fliessenden Quelle, wohnt im grünenden Baume ein belebtes Wesen, das ihre Fortdauer und Wachsthum regelt und beherrscht;

die ganze Natur besitzt Empfindung und Willen. Indem der Mensch auf diese Art sein Wesen mit der Natur identificirte, die Götter zu sich herabzog, und eben so sich zu ihnen emporschwang, mussten nothwendig die Vorstellungen von Leben und Tod eigenthümliche Modificationen und eben so der Todtencultus eine besondere Form erhalten.

Hatte die Metamorphosenlehre in Aegypten über die Zustände der Seele nach dem Tode eine bestimmte Theorie festgestellt, so galt es in der Folge und unter andern klimatischen und tellurischen Einflüssen derselben Metamorphose ein anderes Kleid zu geben. Wenn der Tod eine Trennung der Seele von dem Leibe, und jene zu einem Leben in einem wesenlosen Schattenreiche verurtheilt war, so war doch dem Körper nicht alle Kraft des physischen Lebens benommen. Aus dem Pfahl, der den Grabeshügel bezeichnete, sprosst neues Leben hervor, er knospet und grünnet; es ist die nicht erloschene Lebenskraft der Psyche des Beerdigten, die sich manifestirt.

Wenn der gefällte heilige Baum aus den Wunden blutet, wenn ihn die Dryade klagend verlässt, so kann wohl auch ein dürrer Pfahl (στηλη) durch das Herzblut des Verstorbenen zu neuem Leben angefacht werden.

Diese kindliche Auffassung von der Allbelebtheit der Natur, von dem Leben im Tode, hatte allmählig einen solchen Einfluss auf den Todtencult genommen, dass er sich mehr oder weniger unter allen Religionen bis auf unsere Tage erhielt.

Wenn wir auch nicht wie auf Polydorus Grabeshügel den trockenen Speerschaft sich bewurzeln und zu einem beblätterten Baum (Cornelle) verwandeln sehen, so sprosst doch auf den aufgeworfenen Erdhügel bald ein neues Leben hervor, und es ist nicht zu läugnen, dass daran auch der Inhumirte seinen Antheil hat. Blumen und Kräuter bedecken bald die öde Erdscholle, und wenden den Blick vom Tode dem Leben zu.

So wie aber der Mensch, wenn er einen Gedanken als wahr erkennt, denselben unter allen Verhältnissen verfolgt, und ihn überall wieder findet, und sollte dies nicht der Fall sein, ihn auf irgend eine Weise zu unterstützen sucht, so hat die träumerische Beobachtung von dem selbstständigen Begrünen der Gräber zur Bepflanzung derselben durch lebende Pflanzen geführt und dem Todencult dadurch jene Weihe verliehen, die es ihm möglich machte, unter den verschiedensten religiösen Anschauungen sich unwandelbar zu behaupten.

Aber nicht die Bepflanzung überhaupt sollte ein Zeichen der fortdauernden Sorglichkeit der Lebenden für den Abgestorbenen sein, sondern die passende Auswahl unter den mannigfaltigen Kindern der Chloris, von denen sich nur wenige für diesen Dienst als tauglich erweisen. Kein Volk der Erde, das diese freundliche Sitte pflegt, bepflanzt die Gräber seiner Angehörigen mit Gewächsen was immer für einer Art, sondern jedes trifft hierin eine gewisse Auswahl.

Hier wird die Pflanze nicht mehr als Ausdruck des Fortlebens nach dem Tode, nicht als eine Fort-

setzung des Lebens in anderer Form, sondern nur als ein Symbol der Fortdauer angesehen, als ein Zeichen, dass wir den Verstorbenen als keinen Verlorenen betrachten.

Wenn in dem zufälligen Zusammenneigen und Verschlingen der Baumwipfel über den Gräbern von Personen, welche hienieden die Liebe verband, ein Fortwachsen derselben Neigung erkannt wird, wenn in der seltsamen Farbe und im Dufte des aus der Asche geliebter Verstorbenen emporstrebenden Blümchens noch ein Scheidegruss an die Hinterbliebenen geahnet wird, so hat man es hier nicht mit einer Transfiguration, sondern vielmehr mit einem Symbol zu thun, das an unser fühlendes Herz pocht*).

Nur zu sehr sind wir, ungeachtet aller ernüchternden Einwirkung der Cultur, geneigt, unsere Seelenzustände auf die Aussenwelt zu übertragen, in ihren Busen Freude und Schmerz, Hass und Liebe, und wie diese Affecte immerhin heissen mögen, hineinzulegen und sie deshalb zu unserer Vertrauten zu machen, um umgekehrt in gleicher Weise von ihr angeregt zu werden. Nirgends hat sich jedoch für diese Symbolik ein passenderes Vehikel gefunden, als die stumme, verschlossene, nur durch Tracht, Farbe und Duft zu unsprechende Pflanzenwelt. Nichts ist geeigneter, selbst

*) A. Koberstein, Ueber die in Sage und Dichtung gangbare Vorstellung von dem Fortleben abgeschiedener menschlicher Seelen in der Pflanzenwelt. Weimar. Jahrb. für deutsche Sprache, Litt. u. Kunst B. I, Hft. 1. p. 78 (1854).

R. Köhler, Vom Fortleben der Seele in der Pflanzenwelt. Ein Nachtrag zur vorhergehenden Abhandlung l. c. Hft. II. p. 479.

den geheimsten und dunkelsten Regungen der Seele eine entsprechende Folie zu unterlegen.

Was konnte der gesammten Menschheit näher liegen, als in der Pflanzenwelt ein Sprachorgan zu finden, das unser Innerstes am besten wiedergibt und der verlässlichste Dollmetsch unseres Herzens ist. Gewiss nur um dieser Willen, und aus keiner anderen Ursache hat die Bepflanzung der Gräber, sowie die Ausschmückung der Bahren mit Kräutern und Blumen ihren Weg von allen cultivirten Nationen bis zu den rohesten Völkern gefunden.

Lassen Sie mich nun einen Gang durch die Ruhestätten der verschiedenen Völker der Erde machen, wie ich das im beschränkten Sinn auf meinen vielfältigen Reisen nie versäumte, und vor ihren Augen entfalten, was die Verschiedenheit der Religionsanschauung, des Culturstandes, der Denkweise und Ueberlieferung an dem Schmucke der Gräber Mannigfaltiges darbietet.

Allerdings werden wir in dem gebildeten Europa einen Zustand finden, der weit von der Gepflogenheit anderer Welttheile abweicht, wo die Cultur noch nicht ihre Fittige ausbreitete, der aber nichts desto weniger häufig schon seine ursprünglich sinnige Bedeutung verlor und in nichts sagende Aeusserlichkeiten verrann.

Treten wir zuerst in einen christlichen und in einen muselmännischen Gottesacker, so wird uns, was die Bepflanzung der Gräber betrifft, eine nicht geringe Aehnlichkeit beider auffallen. Der eine wie der andere

ist ein Hain, in welchem die Baumgruppen häufig das Uebergewicht über den Grasboden erlangen.

So lange der christliche Gottesacker noch als Kirchhof das Gotteshaus unmittelbar umgab, konnte freilich von Baumpflanzungen wenig die Rede sein, deshalb sind diese hier noch jung zu nennen, während der muselmännische Friedhof mehrere hundert Jahre alte Bäume aufzuweisen hat. Die Kaiserstadt des Türkischen Reiches, Smyrna und andere grosse Städte haben Gottesäcker, die umfangreichen, düsteren, schattigen Hainen gleichen, wo die weissen, beturbanten, schlanken Leichensteine wie gespensterische Gestalten im unheimlichen Dunkel herumschwanken. Auch die israelitischen Gottesäcker weichen von dieser Form wenig ab, die um so auffallender ist, als alles Land umher baumlos und kahl ist.

In der Regel ist es die Cypresse, welche diese Todtenhaine bildet, sowohl die gemeine Cypresse (*Cupressus sempervivens* α Linn., *C. fastigiata* DC.), als die mit horizontal ausgebreiteten Aesten (*Cupressus horizontalis* Mill.). Das Dunkel der immergrünen Aeste, die gedrängt buschige Form bei der himmelanstrebenden Gestalt gibt diesem Baume ein wahrhaft ernstes Aussehen und macht ihn zu einem Herold des Todes.

Schon die alten Völker des Orients, wo dieser Baum seine Heimat hat, gaben ihm diese Bedeutung. Die Römer nannten ihn die traurige Cypresse (*tristis Cupressus*), sein Holz wurde vorzüglich zum Verbrennen der Leichen benutzt. Durch seine Longävität und Genügsamkeit mit jeder Bodenunterlage hat er sich von

jeher zu Pflanzungen empfohlen. Deshalb sehen wir diesen Baum in jenen Ländern eben so gut auf christlichen Kirchhöfen. Im kalten Klima, wo er nicht mehr im Freien gedeiht, wird er von der Eibe (*Taxus baccata*) und seit der merkantilischen Verbindung Europa's mit Amerika von der Thuja, dem Lebensbaume ersetzt. Eine ganz analoge Substitution findet die Cypresse in China und Japan an dem chinesischen Wachholder dem Poing tsu (*Juniperus chinensis* Linn.) und der japanischen *Cryptomeria Mac tsu* (*Cryptomeria japonica* Don), und, wo der *Podocarpus* und das *Dacrydium* gedeiht, auch an diesen düstern Nadelhölzern. In Neuholland vertritt sie endlich ein ähnlicher Trauerbaum, die *Casuarina*. Sturt sagt (I. p. 14, 51, II. 74) von einem Begräbnissplatz Neuhollands, dass Cypressen um die Grabeshügel stehen, und die Stämme derselben entrindet mit eingeschnittenen Figuren versehen waren, ja auf einem derselben die Figur eines Herzens tief eingerissen war. (— and on one the shape of a heart was deeply engreved.)

Es ist merkwürdig, dass diese dunkel- und immergrünen Nadelholzbäume auf der ganzen Erde als Trauerzeichen gewählt worden sind, und dass in einigen Gegenden Deutschlands sogar das Grab, worin der Sarg des Verstorbenen gebracht wird, mit Tannenreisern ausgekleidet wird*).

Aber auch die Trauerweide, die Olive, die Platane, die Pappel, Ulme und der Maulbeerbaum, so wie

*) Bei Gross-Florian in Steiermark nur die Gräber der Jungfrauen und in neuerer Zeit auch wohlhabender Personen überhaupt.

der Eucalyptus hat sich neben dem Granatapfel und der Myrthe schon seit langem ein Anrecht auf den Schmuck der Gräber erworben. Oelzweige waren es, welche einst die Griechen auf die Schlummerstätten ihrer Todten pflanzten; ein alter Myrthenstamm wuchs auf dem Grabhügel Elpenors bei Circeji (Plinius 15, 29, 36); mit Myrthen bekränzte sich Aeneas und seine Genossen bei dem seinem Vater dargebrachten Leichenfeste (Virgil. Aen. 5, 72); einen Myrthenzweig fand ich auf dem Grabe eines Dorfbewohners in der Nähe von Damascus (bei Dumas). Dasselbe glich in seiner einfachen Construction den norddeutschen Hünenbetten und hatte unfern seiner Mitte ein Gefäss mit Wasser eingesenkt. Traulich grünte der Zweig, einst ein Symbol jener Macht, von der alles Leben ausgeht (Aphrodite) und die es wieder im Tode aufnimmt (Libitina), jetzt bedeutungslos für die Bewohner dieser Gegenden. Sowohl am Cap der guten Hoffnung, als in Neu-Holland hat sich in den Colonien der melancholische Eucalyptus mit seiner schattenlosen durchsichtigen Krone und dem düster-grünen Laube als Trauerbaum die Herrschaft auf den Kirchhöfen erworben. „Der Begräbnissplatz in Gnadenthal (Capcolonie), erzählt L. Schmarda (Reise um die Erde II. 126), ist sehr hübsch gelegen und mit hohem Eucalyptus bepflanzt. Er dient in Herrnhuter-Weise den Eingebornen als letzte Ruhestätte und zugleich als Promenade“, und weiter (II. p. 31): „Die Malaien am Cap der guten Hoffnung haben ihre Moscheen und einen grossen, schön gelegenen Beerdigungsplatz. Auch den Todtencultus pflegen sie. Ihr Fried-

hof liegt am Abhange eines Hügels und hat lange Reihen von Grabsteinen; auf vielen liegen Blumen oder es sind wohlriechende Oele und Balsam, besonders Perubalsam über sie ausgegossen.“ Und von Melbourne (Australien) gibt derselbe gleichfalls an, dass der Friedhof daselbst an einem der hübschesten Punkte in der Nähe der Stadt gelegen sei; er gleiche einem schönen Parke, und sei eigentlich der Rest eines hohen Eucalyptuswaldes.

Auch auf den Australischen Inseln sind Eucalypten und Casuarinen die gewöhnlichen Trauerbäume der Friedhöfe.

Schliesslich muss noch des Drachenbaumes und der Yucca als Zierde der Friedhöfe gedacht werden, obgleich dieselben nicht jene Verbreitung gefunden haben und auch nicht finden konnten, wie die früher erwähnten Baum- und Straucharten. Eine Yucca sah ich nur einmal auf dem prachtvollen griechischen Kirchhofe in Corfu. Unter den zahlreichen Cypressen, Rosenbüschen und anderen Blumen- und Strauchwerk, das alle Gräber in Gartenbeete verwandelte, fand sich auch ein Bäumchen obiger Art mit seinem düstern Blattbüschel auf dem einfachen, zweiglosen Stamm.

In gleicher Weise spricht sich F. v. Hochstätter über den Friedhof in Funchal auf Madeira aus: „Erinnerten nicht die eigenthümlichen, mumiensargartigen, gelben Grabsteine an die eigentliche Bestimmung des Platzes, man würde sich zwischen Cypressen, Dracaenen, Yucca-Arten u. s. w. in einen herrlichen botanischen Garten versetzt glauben, in welchem tropische und subtropische

Gewächse aus allen Theilen der Welt aufs Sorgfältigste gepflegt sind und aufs Ueppigste gedeihen.“

Gehen wir nun von den baumartigen Gewächsen zu den krautartigen über, so hängt ihr Gedeihen eben so vom Boden und Klima, wie von der getroffenen Auswahl ab. Sparsam werden wir überall im Oriente die Gräber mit Kräutern und Blumen bepflanzt sehen, einen desto schöneren Teppich werden sie dagegen im kühleren und feuchteren Klima darbieten. Es ist daher nicht zu wundern, wenn ich in den erstgenannten Ländern eigentlich nur zweierlei Grabespflanzen vorfand, eine Art Schwertlilie und eine Aloë, die beide wohl nur darum auf dem dürren Boden gedeihen, weil sie mehr Trockenheit als Feuchte lieben.

Von der Grabes-Schwertlilie (*Iris sepulchrorum* Kot.) erzählte mir Herr Kotschy, dass sie in Tarsus eine gewöhnliche Zierde der Gräber sei und durch ganz Cilicien angetroffen werde. Er hält dafür, dass es dieselbe Art sei, von der die Römer das berühmte Parfüm, Irium, bereiteten. Ich traf diese Pflanze als Grabeschmuck auch in Syrien*) und Cypem**) auf türkischen Friedhöfen.

Seltener wird auf denselben die Aloë (*Aloë perfoliata* Linn. *Aloë soccotrina* Linn. *Aloë vera* Mill.) angepflanzt, so in Aegypten wie in Arabien, wo diese

*) Bei Dschebel, dem alten Byblus nahe der Strasse. Die Gräber waren mit Bäumen umpflanzt und mit breiten Rasen dieser Schwertlilie umgrünt, in welchen hie und da vertrocknete Myrthenzweige steckten.

**) Auf dem muselmännischen Gottesacker bei Scarpho und Crysochu stand dieselbe Pflanze Anfangs Mai in voller Blüthe.

Pflanze zu Hause ist. Ich begegnete ihr nur ein einziges Mal auf dem grossen, öden Friedhofe an der Pompejussäule in Alexandrien. Bekanntlich ist diese Fettpflanze, die auch in freier Luft ohne Boden fortzuwachsen und zu blühen im Stande ist, bei den Muselmännern ein Symbol des Lebens. Der von der Wallfahrt nach Mecca zurückkehrende Pilger bringt sie gewöhnlich mit und hängt sie als Beweis glücklicher Rückkehr über dem Thore seines Hauses auf. Diese Pflanze ist nach seiner Meinung im Stande, sowohl das Haus als seine Bewohner vor jedem Unfall, insbesondere vor bösen Geistern zu schützen. (E. W. Lane. An account of the manners and customs of the modern Egyptians I. p. 351. M. Russel, Gemälde von Aegypten, aus dem Englischen, 1836.)

Weitaus allgemeiner verbreitet sind einige krautartige Pflanzen, die von jeher als Todten- und Grabespflanzen bezeichnet wurden, und diese Benennung schon dem Alterthume verdanken. Dahin gehören das Selinon, die Rose, der Wermuth, die Weinraute, die Calendula und mehrere Andere.

Das Selinon, unsere Sellerie (*Alpium graveolens* Linn.), bei den alten Griechen und Römern auf den Gräbern gepflanzt, war das *Apium defunctorum*. Man flocht aus ihren Blättern die *coronae sepulcrales* und bediente sich des knolligen Wurzelstockes beim Leichenschmaus. (*Apium defunctorum epulis feralibus dicatum*.) Gegenwärtig hat sie diese Bedeutung ganz verloren. Auch die Rose und zwar die wilde Rose (*Rosa canina* Linn.) war in Griechenland eine Grabespflanze. Bötti-

cher (der Baumcultus p. 458) erwähnt sehr interessanter Stelen aus Kypros, welche sich gegenwärtig im Berliner Museum befinden, die deutlich eine ungefüllte Rose darauf zeigen. Dieselbe einfache Rose wurde auch in Deutschland ehemals zu Todtenkränzen verwendet.

Weniger durch seine Gestalt, als durch seinen aromatischen Geruch hat sich der Wermuth (*Artemisia Absyntium* Linn.) den Charakter einer Grabes- und Todtenpflanze in Süddeutschland erworben. Man pflanzte sie früher sorgfältig auf den Gräbern der Kirchhöfe und schmückte die Bahre der Todten damit. Noch vom Jahre 1730 berichtet dies, wie Montanus (deutsche Volksfeste) angibt, ein alter Kräutermann. Ohne Zweifel, fährt er fort, gehört der Wermuth zu den Kräutern, die bei der heidnischen Leichenbestattung auf den Holzstoss gelegt wurde. Gegenwärtig wird diese Pflanze von dem Rosmarin vertreten, der merkwürdig genug, eben so als Symbol der Freude und des Glückes, als der Trauer und Wehmuth gilt und die Braut am Altare, so wie die Jungfrau im Sarge schmückt.

In gleichem Sinne wie Wermuth und Rosmarin scheint auch das Weinkräutlein (*Ruta graveolens* Linn.) durch seinen penetranten Geruch und seine fäulnisswidrigen Eigenschaften, sowohl auf Friedhöfen gepflanzt als dem Todten in die Bretterhülle mitgegeben zu werden, weshalb es auch den Namen Todtenkraut erworben hat. (Baumgarten P. Am. I. zur volksthümlichen Naturkunde XXI. Bericht über das Museum Franc. Carol. 1862 p. 151.)

Wer kennt endlich wohl nicht die durch ganz Süddeutschland als Todtenblume bezeichnete *Calendula officinalis* Linn. Ich kann sagen, dass ich wenige Kirchhöfe daselbst fand, in welchen gemeinschaftlich mit vielen anderen Blumen, nicht auch diese über den Erdhügeln ihre sattgelben Blüthen entfaltete.

Im Gebirgs- oder im ebenen Lande wird sie zugleich zur Ausschmückung der Bahren verwendet, aber es ist mir nie bekannt geworden, wie dieser Fremdling aus Südeuropa sich in die Gunst der Trauernden bei Hoch und Niedrig eingeschlichen hat.

Noch sind die Gewächse zu nennen, die durch ihren holzigen ausdauernden Stengel und Stamm, durch ihr immergrünes dunkelndes Laub, und durch ihr Anschmiegen an die Unterlage so recht eigentlich zu unablässig trauernden, zart fühlenden Sinnbildern wie gemacht zu sein scheinen. Es sind dies der Buchs, das Sinngrün und der Epheu.

Wenn der Buchs, bei uns nur ein niedriges Sträuchlein, durch sein unveränderliches Grün ein Siegeszeichen über Tod und Verwesung geworden und sich so als Sprengwedel im Weihwassernäpfchen nächst der Bahre, so wie als Grabeschmuck Eingang verschaffte, so ist das Sinngrün oder die Todtenviole (*Vinca minor* Linn.) über den Grabeshügel wie ein unzerstörbarer, schützender Teppich zu betrachten, der den Schlummernden auf das Sanfteste einhüllt. Noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts durfte kein Jüngling, keine Jungfrau in Deutschland begraben werden, deren Leiche nicht mit einem Kranze aus diesem Kraute geschmückt

war. Der Botaniker Tragus berichtet (p. 395), dass im Jahre 1535 ein schon vor langem begrabener Leichnam aus der Erde genommen worden sei, an dem man noch einen frischen Kranz von Sinngrün wahrnahm. Mit dem Rosmarin theilt auch diese Pflanze den Vorzug, in Leid und Freude gleich willkommen zu sein. Von ähnlichem Charakter wie das Sinngrün, ist auch der Epheu (*Hedera helix* Linn.) nicht selten über Grabesmonumente ausgebreitet. Wenn er einst den fröhlich zechenden Griechen und Römern nach bachantischer Art um die Stirne geflochten wurde, um mit Rosen und Veilchen die unangenehmen geistigen Wirkungen des Weines zu vertreiben, so ist er ihnen nicht weniger auch ein Symbol geistiger Fortdauer geblieben. Eine Stele, gegenwärtig im Theseustempel zu Athen aufbewahrt, drückt dies bildlich auf die überzeugendste Weise aus. Unter der mit Arabesken und Rosetten verzierten obern Hälfte stellt unterhalb das Relief den Abschied der verstorbenen Gattin von ihrem Gatten dar. Zwischen beiden, die sich zärtlich einander die Hände reichen, steht ihr kleiner Sprössling, mit der linken Hand ein Epheublättchen der scheidenden Mutter als Zeichen einstigen Wiedersehens darbietend. Die darunter befindlichen Worte: „Nike, du des Dositheus Tochter aus Thasia, treuherzige, zärtlich liebende, lebe wohl!“ drücken alle Inbrunst der Liebe für die Dahingeschiedene aus*).

*) ΝΙΚΗ ΔΩΣΙΘΕΟΥ ΘΑΣΙΑ
ΧΡΗΣΤΗ ΚΑΙ ΦΙΛΟΣΤΟΡΓΗ ΧΑΙΡΕ

An diese immergrünen Pflanzen der Gräber schliessen sich nach Oertlichkeit einige andere, z. B. Fettpflanzen, wie Mauerpfefferarten*), rasenbildende, wie Steinbrech**) und einige Pflanzen mit unverwelklichen Blumen oder Blüthenköpfchen, wie die Gnaphalien***). Insbesondere eignen sich die letzteren zu Kränzen, wodurch die gegenwärtige Mode die alte einfache Sitte des Grabeschmuckes prunkend zu überbieten sucht. Ausser diesen haben sich wohl noch viele andere Pflanzen gleichfalls auf die Gräber begeben oder sonst wie bei Leihencereemonien eingedrängt, sie sind jedoch kaum als Charakterpflanzen zu betrachten, indem sie den Sinn, den man ursprünglich in die Grabespflanzen legte, keineswegs verrathen.

Was die auf tiefer Stufe der Cultur stehenden Völker anderer Welttheile betrifft, so wird zwar auch bei ihnen der Todtencult nicht weniger gepflogen, doch beschränkt er sich meist nur darauf, die Verstorbenen, oder wenigstens deren Gebeine†) vor Raubthieren zu schützen. Eine Ausnahme davon machen nur einige Hirten- und Steppenvölker, welche die Leichen absichtlich dem Frass der Vögel und fleischfressenden Säugethiere überlassen††).

*) *Sedum sexangulare* Linn. und *Sedum Telephium* Linn. vorzüglich in den österreichischen und bairischen Gebirgsländern.

**) Vor allen ist hier die *Saxifraga caespitosa* und *Saxif. longifolia* in Salzburg zu nennen, welche die schönsten weichen Teppiche bilden.

***) *Gnaphalium margaritaceum* und *Gnaphalium arenarium*.

†) Am Orinoco werden die Knochen in der Hütte des Verstorbenen aufbewahrt.

††) So die Kalmyken in Asien und die Kaffern in Afrika.

Den Abgeschiedenen werden unter Wehklagen, selbst unter Selbstverstümmelungen seltsamer Art nur die Waffen, Trank und Speise auf die lange Wanderschaft jenseits des Grabes mitgegeben. Kein Todtenkranz, kein sinniges Pflänzchen ziert den aufgeworfenen Erdhügel und nur in seltenen Fällen wird, wie das z. B. bei den Kaffern der Fall ist, das Andenken des verstorbenen Häuptlings durch Baumzweige gefeiert, die von Zeit zu Zeit auf das Grab gelegt werden*). Von den Bewohnern von Angola erzählt Livingston**), dass sie um und auf den Gräbern, welche wie bei den Römern den Strassen entlang und an Kreuzwegen angelegt werden, einige Wolfsmilcharten (Euphorbien) und dergleichen Gewächse pflanzen. Aehnliches findet in Zaire und am Zensa statt, wo der nahrhafte Manjoe auf den Gräbern gebaut wird, um den Todten als Speise zu dienen.

*) Diese Sitte herrscht bei Australiern an der Ostküste, bei den Negeren in Axim und den nordamerikanischen Muskoculgen.

**) D. Livingston. *Missionary Travels and Researches in South Africa*. 8. 1857, p. 424.

„In the country near the this station (Pungo Andongo) were a large number of the ancient burial-places of the Jinga. These are simply large mounds of stones, with drinking and cooking vessels of rude pottery on them. Same are arranged in a circular form, two or three yards in diameter, and shaped like a haystack. There is not a single vestige of any inscription. The natives of Angola generally have a strange predilection for bringing their dead to the sides of the most frequent paths. They have a particular anxiety to secure the point where cross roads meet. On and around the graves are planted tree euphorbias and other species of that family. On the grave itself, they also place waterbottles broken pipes, cooking vessels and sometimes a little bow and arrow.“

Die portugiesische Regierung hat das Volk vergeblich selbst durch Strafen von dieser Sitte abzubringen gesucht. Die angewiesenen Friedhöfe blieben leer und das Volk fuhr fort, ihre Todten an den Strassen zu beerdigen.

Eben so wenig als afrikanische Völkerschaften, lieben die amerikanischen den Schmuck der Gräber, die alles gethan zu haben glauben, wenn sie ihre Todten wohlverwahrt in Decken und Fellen entweder unter oder über die Erde auf Gerüste bringen und ihnen Küchengeräthe, Trinkgeschirre, Tabakspfeife und Waffen beilegen. Nur die Inder am Amazonas pflanzen nach v. Martius Mittheilungen die *Cosmea rosea* auf ihre Gräber.

Seltsam ist, was beide Reisende Spix und Martius (II. p. 694) von den Camacans erzählen, welche die Gräber ihrer Todten mit Palmenblättern zudecken. Ein Weib habe die Ueberreste ihres vor wenigen Monaten gestorbenen Kindes wieder ausgegraben, sich von dessen Fleische eine Brühe gemacht, dieselbe getrunken und die Reste reinlich in Palmenblätter gewickelt wieder begraben. Geradezu unmenschlicher ist die Australische Sitte, nach welcher mit der verstorbenen Mutter auch ihr Säugling lebend oder todt beerdigt wird. —

Doch wenden wir von diesem düstern Bilde unsern Blick lieber den allgemeinen Folgerungen zu, die uns die Betrachtung der menschlichen Schlummerstätten, die wir eben mit raschem Schritte durchwandert haben, einfösst.

Zahlreich sind dieselben über die Erde verbreitet, Hügel thürmen sich über Hügel, doch was sind dieselben gegen die Schlummerstätten der übrigen belebten Wesen? Eine verschwindende Grösse, ein Nichts gegen die Grabmäler, welche die Erdrinde ihren ein-

stigen und jetzigen Bewohnern bietet. Ein Wellenschlag vernichtet Tausende von lebenden Geschöpfen, ein vorübergehender Sturm legt Myriaden ins kühle, feuchte Grab. Kein Buch als jenes der Ewigkeit verzeichnet ihr Dasein, kein Grabmonument gibt Nachricht von ihrer Wirksamkeit, als das, was die Natur selbst in groteskem Maassstabe vor dem Blicke des Forschers hingestellt hat.

Wie kleinlich erscheinen uns dagegen die Pyramiden, die Mausoleen und wie alle diese grossartigen Schöpfungen heissen, womit die Menschen das Andenken angebeteter Zeitgenossen zu erhalten suchen. Ob nur der Mensch bevorzugt ist, einen Theil seines Selbst über das Grab hinaus, in die Ewigkeit mitzunehmen. Wer weiss es? Welcher Weise hat je eine genügende Antwort auf diese Frage gegeben? Wenn wir auf die früheste Erscheinung des Menschen zurückgehen, wo derselbe in einem anderen Weltalter, als der historischen Zeit, mit gegenwärtig ausgestorbenen Thieren in einer Weise zusammenlebte, die wir uns kaum vorzustellen vermögen, sehen wir ihn schon seine Todten beisetzen, dieselben mit den einfachsten und rohesten Verzierungen schmücken, ihnen den werthvollsten Erwerb — die Waffen — beigeben und Todtenmale halten. Eine dunkle Ahnung von der persönlichen Fortdauer liegt hier offenbar zu Grunde, dieselbe hat sich durch alle Zeitalter, bei allen Menschen, den Indern etwa ausgenommen, erhalten, die nur die Furcht vor der nie endenden Wanderung nach dem Tode zur Ansicht der Nirwana geführt hat.

Wenn des Menschen grösstes Prärogativ vor dem Thiere seine geistige Entwicklungsfähigkeit ist, und vielleicht nur diese zur That gewordene Fähigkeit allein einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden begründet, so ist wohl begreiflich auf den Fortschritt der geistigen Natur des ersteren in Intelligenz und Sitte das Hauptgewicht seines Charakters zu legen. Leider hat die Menschengeschichte durch Jahrtausende, die uns ihre Bücher entfalten, wenig Erhebliches gezeigt. Sind wir wirklich in der Humanität fortgeschritten? Machen wir es in unseren brudermörderischen Kriegen anders, als unsere gebildeten Lehrer, die Römer und Griechen? Sind wir in dem hochcivilisirten Europa mit dem fortwährenden Trachten nach der Erfindung neuer blutdürstender Waffen weiter als der grosse Ramses, der vor 3000—4000 Jahren sich die abgeschlagenen Hände der gefangenen Feinde vorzählen liess?

Wahrlich die Natur geht einen langsamen,— langsamen Schritt, wie die neuere Naturforschung diese Wahrnehmung ganz besonders betont.

Soll der kleine Erbtheil der sittlichen Cultur der Menschheit, den uns unsere Vorältern übergaben, in der That immer in so unmerklichen Aenderungen wie bisher zu neuem Fortschritte verwerthet werden? Sollen wir, was wir als Einzelheiten hienieden nie zu erreichen im Stande sind, nicht mit in ein anderes Leben nehmen können? Soll der Vorhang, der hinter unserem eifrigsten Beginnen niederfällt, sich nie wieder heben, um das angefangene Schauspiel zu unserer und

des Meisters Befriedigung, dessen Schauspieler wir sind, zu beenden? Unsere ganze Natur sträubt sich gegen diese Vorstellung.

Nun denn so wollen wir an der süßen Hoffnung des geistigen Fortschrittes, der Menschlichung unserer Natur festhalten, wenn auch die Hülle abgestreift ist, welche zur Erde gravitirt. Des Geistes Gravitation soll nach aufwärts gerichtet sein.

Auch in Zukunft wollen wir unsere Gräber schmücken mit dem schönsten Hoffungsgrün, mit den unverwelklichsten Blumen, doch sie sollen uns nicht allein ein Symbol der Fortdauer, sondern ein Panier des Fortschrittes sein, ein Panier, dem jeder Einzelne und die ganze Menschheit über dem Grabe folgt.

das älteste Bildnis, dessen Vorbild wir
nicht zu finden, Lachs zum Beispiel
sind diese Vorzeichen.
Zum Beispiel so wollen wir an der ältesten
aus dem Vorzeichen der Beziehung
nicht bleiben, wenn auch die Hilfe
wird nicht gegeben, das Ganze
mit sich selbst zu tun.
Zunächst in demselben, wie unser
behalten mit demselben, wenn wir
das Verhalten zeigen, doch die
einen und einen der anderen, können
das Verhalten sein einander, das
mit dem Menschheit über dem

UB WIEN



+AM486891308

Botanische Werke

aus dem Verlage von

Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler in Wien.

Ettingshausen, Const. Ritter von, Doctor der Medicin, Professor der Naturgeschichte an der k. k. med.-chirurg. Josefs-Akademie. **Physiographie der Medicinal-Pflanzen** nebst einem Clavis zur Bestimmung der Pflanzen mit besonderer Berücksichtigung der Nervation der Blätter. Mit 294 Abbildungen im Naturselbstdruck. gr. 8. 1862. 6 fl. — 4 Thlr.

— **Fotografisches Album der Flora Oesterreichs**. Zugleich ein Handbuch zum Selbstunterrichte in der Pflanzenkunde. Mit 173 Tafeln, enthaltend eine Sammlung gedruckter Fotografien von charakteristischen Pflanzen der einheimischen Flora. gr. 8. 1864. 5 fl. — 3 Thlr. 10 Ngr.

Kolaczek, Erwin, ehem. Professor an der k. k. höheren landwirthschaftlichen Lehranstalt in Ungar-Altenburg. **Lehrbuch der Botanik**, ein Führer in's Pflanzenreich, vorzugsweise für Landwirthe und Forstmänner, sowie für Freunde der Naturkunde. Mit 363 in den Text eingedruckten Abbildungen. gr. 8. 1856. 4 fl. 80 kr. — 3 Thlr. 6 Ngr.

Kukula, Wilhelm, Professor in Linz. **Naturgeschichte des Pflanzenreiches**. Mit 85 dem Texte eingedruckten Holzschnitten. gr. 8. 1864. 1 fl. — 20 Ngr.

Maly, Dr. Josef Carl, in Graz. **Anleitung zur Bestimmung der Gattungen der in Deutschland wildwachsenden und allgemein kultivirten phanerogamischen Pflanzen**, nach der sehr leichten und sicheren analytischen Methode. Zum Gebrauche für die Besitzer von Koch's Synopsis und Taschenbuch und von Kittel's Taschenbuch der deutschen Flora bearbeitet. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1858. 1 fl. — 20 Ngr.

— **Flora von Deutschland**. Nach der analytischen Methode bearbeitet. 8. 1860. 4 fl. — 2 Thlr. 20 Ngr.

— **Systematische Beschreibung der in Oesterreich wildwachsenden und kultivirten Medicinalpflanzen**. Für Aerzte und Apotheker. 8. 1863. 1 fl. 20 kr. — 24 Ngr.

— **Oekonomisch-technische Pflanzenkunde**. Systematische Beschreibung der in der Garten- und Landwirthschaft, in Künsten und Gewerben und im Forstwesen gebräuchlichen kultivirten und wildwachsenden Pflanzen mit Angabe der Benützung. 8. 1864. 1 fl. 50 kr. — 1 Thlr.

Neilreich, Dr. August, k. k. Oberlandesgerichtsrath. **Aufzählung der in Ungarn und Slavonien bisher beobachteten Gefässpflanzen** nebst einer pflanzengeographischen Uebersicht. gr. 8. 1866. 5 fl. 50 kr. — 3 Thlr. 20 Ngr.

Reissek, Dr. Siegfried. **Die Palmen**. Eine physiognomisch-culturhistorische Skizze. Aus den populären Vorträgen der k. k. Gartenbaugesellschaft am 19. März 1861. gr. 8. 1861. 50 kr. — 10 Ngr.

Schur, Dr. Phil. Joh. Ferd., Professor em. **Enumeratio plantarum Transsilvaniae exhibens: stirpes phanerogamas sponte crescentes atque frequentius cultas, cryptogamas vasculares, characeas, etiam muscos hepaticasque**. gr. 8. 1866. 9 fl. — 6 Thlr.

